
Erinnerte Zukunft

Perspektiven für evangelisch-freikirchliche Gemeinden*

Andrea Strübind

Ein anonymes Bonmot beschreibt die Zukunft als »die Vergangenheit, die durch eine andere Tür wieder herein kommt«. Anhand der Thematik ›Demokratisierung der Gemeinde‹, mit der in der Festschrift der Baptistengemeinde in Berlin Steglitz eine spezifische theologische Entwicklung der letzten Jahrzehnte umschrieben wird, wurde ich gerade an dieses Wort erinnert. Denn der vermeintlich ach so neue Trend zur ›Demokratisierung‹ der Gemeinde knüpft – sei es unbewusst oder bewusst – an die Entstehungsgeschichte und das traditionelle Gemeindeprofil der Baptisten an. Ich bin ferner davon überzeugt, dass wir die Tür zur Vergangenheit nicht zuschlagen, sondern zugleich weit aufmachen sollten, um Zukunft zu gewinnen. Diese etwas provokante These möchte ich im Folgenden begründen.

1. Tradition und Geschichte

Wenn Baptisten über ihre Geschichte Auskunft geben sollen, dann beginnen sie zumeist mit der Erweckungsbewegung im 19. Jahrhundert. Im Grunde genommen bildete jedoch das sehr vielschichtige Täuferium des 16. Jahrhunderts unseren kirchengeschichtlichen Wurzelgrund. Die von den Reformatoren proklamierte oberste Autorität der Bibel und das Prinzip des »Priestertums aller Gläubigen« wurde in den täuferischen Gemeinden konsequent umgesetzt. Unter den so genannten Laien, sowohl Männern als auch Frauen, entwickelte sich ein Selbstbewusstsein, das auf ein eigenständiges Urteilsvermögen in Lehrfragen pochte. Ziel der Täuferbewegungen war die Schaffung einer sichtbaren Kirche der Gläubigen, die sich im ethischen Gehorsam bewährte, in geistlichen und finanziellen Fragen Autonomie von der staatlichen Gewalt praktizierte und ihre Verwaltung selbstverantwortlich regelte. Diese ekklesiologischen Prinzipien wurden in den Baptistengemeinden umgesetzt, die ausgehend von der

* Überarbeitete Fassung eines Beitrags zur Festschrift der Baptistengemeinde Berlin-Steglitz anlässlich ihres 100-jährigen Jubiläums im vergangenen Jahr, unter der Überschrift: Die Demokratisierung der Gemeinde – Zukunftsperspektiven (in: V. Waffenschmidt [Hg.], Unterwegs zu den Menschen, Berlin 2000, 68-77).

puritanischen Reform in England seit dem 17. Jahrhundert vor allem in den USA in großer Zahl entstanden.

Aus dem Protokoll der ersten baptistischen Gemeindegründung in Hamburg 1834¹ wird deutlich, dass die Gemeindeverfassung stark vom amerikanischen Vorbild geprägt wurde. Der auch später für die deutschen Baptistengemeinden konstitutive *demokratische Aufbau der Ortsgemeinde* wurde als angemessener Ausdruck für das Priestertum aller Gläubigen angesehen.²

Als ideale Erben der Täufer, des angelsächsischen Freikirchentums und des Pietismus versuchten unsere Väter und Mütter die Gleichrangigkeit aller Kinder Gottes zu leben und diese auch in den Gemeindeordnungen festzuhalten. Unsere Freikirche ist in Deutschland aus einem radikalen, theologisch motivierten Reformimpuls³ gegen die etablierten Kirchen und damit gegen das gesamte damalige Gesellschaftsgefüge entstanden. Die frühen Gemeinden waren durch ihre missionarisch aktiven Mitglieder geprägt, die sich auch in der Zeit staatlicher und kirchlicher Repressionen als eine solidarische Gemeinschaft bewährten. Fragen der Lehre, der Gemeindeordnung, aber auch der Seelsorge wurden in der Versammlung der Gemeinde gemeinsam beraten und entschieden. Die Gemeinden funktionierten zumindest in ihrer Entstehungszeit als ekklesiologische ›Konsensdemokratien‹.

Die theologische Grundlage war das aus dem angloamerikanischen Raum übernommene *kongregationalistische* Gemeindeverständnis. Danach bekennen wir uns zum reformatorischen Grundverständnis der Gemeinde als Versammlung (*congregatio*) der Gläubigen, die durch das Evangelium von Jesus Christus ins Leben gerufen und im Gehorsam gegen Gottes Wort erhalten wird. Das konsequent umgesetzte »Priestertum aller Gläubigen«, das im Sinne einer geistlichen Gleichberechtigung aller Mitglieder ausgelegt wird, soll das Gemeindeleben und die überörtlichen Strukturen prägen. Es billigt allen Gemeindemitgliedern die Kompetenz in Fragen der Schriftauslegung und Beurteilung der Lehre zu.⁴ Die Gemeinde als Versammlung Geistbegabter, gleich berechtigter und auch in gleicher Weise verantwortlicher Schwestern und Brüder vermittelt nach dem Vorbild des Neuen Testaments auch die verbindlichen ethischen Grundwerte. Sie hat die Vollmacht, in Fragen von Lehre und Leben gemeinsam zu prüfen, zu urteilen und zu entscheiden.⁵ Sie wählt ihre

¹ Vgl. G. Balders, Theurer Bruder Oncken. Das Leben Johann Gerhard Onckens in Bildern und Dokumenten, Wuppertal ²1994, 43ff.

² Dies gilt auch dann, wenn Johann Gerhard Oncken, einer der Gründerväter des deutschen Baptismus, durchaus eine Ältestenverfassung mit hierarchischen Zügen vertrat und durchzusetzen versuchte, wie der so genannte ›Hamburger Streit‹ ab 1870 zeigte.

³ Stichwörter wären etwa: »Bibelbewegung«, »gelebte Frömmigkeit«, »verbindliche Nachfolge«.

⁴ Vgl. 1Kor 14,29.

⁵ Vgl. Röm 12,2; Phil 1,10; 4,8; 1Thess 5,21; Lk 12,56f; Apg 4,19.

»Amtsträger« selbständig und entscheidet über Aufnahme und Ausschluss von Mitgliedern. Deshalb gibt es unter uns auch kein herausgehobenes kirchliches »Amt«. Grundsätzlich können *alle* Mitglieder, wenn sie über entsprechende Fähigkeiten verfügen, Gottesdienste gestalten, predigen, das Abendmahl leiten und auch taufen. Die Mitgliederversammlung ist das oberste Beschlussorgan der Gemeinde. Übergemeindlich setzt sich dieses Modell durch die *Autonomie der Ortsgemeinde* im Blick auf den Gemeindebund fort.

Warum ist es dennoch angezeigt, gerade heute von der »Demokratisierung« der bereits von ihren Wurzeln her demokratischen Gemeinde zu sprechen? Das oben skizzierte Ideal der gemeindlichen Konsensdemokratie wurde in der Realität unserer Gemeinden oft nicht verwirklicht. Dafür gibt es unterschiedliche gesellschaftliche, geschichtliche und kirchenpolitische Ursachen. Hier nur einige Überlegungen, die nicht auf eine besondere Gemeinde bezogen sind, sondern allgemeine Beobachtungen bündeln: Als die Gemeinden zahlenmäßig wuchsen, ließen sich Gemeindestunden immer schwerer durchführen, in denen jeder zu Wort kam und jede Meinung geprüft wurde. Geistliche Führungsgestalten und prägende Persönlichkeiten spielten in der Gemeindeöffentlichkeit bei Entscheidungsprozessen eine immer größere Rolle, deren Bedeutung in Krisenzeiten sogar noch zunahm. Nicht zu vergessen die Gefahr, dass Gemeinden (und auch der Gemeindebund!) durch Generationen übergreifende Familienpatronate völlig dominiert wurden – und werden.

Die immer einflussreichere Position des Pastors als dem von Gott berufenen »Hirten« und ausgebildeten Theologen gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang. Es wäre der Mühe wert, den Wechsel im Leitbild des Pastors vom spontan berufenen Evangelisten und Missionar, der die Menschen zu Christus führte, zum allseits verantwortlichen Theologen und Gemeindemanager unserer Tage einmal nachzuzeichnen. Auf jeden Fall entwickelte sich eine von den Gemeindegliedern auf die Hauptamtlichen übertragene Kompetenzverschiebung.

Die Gemeinden tendieren deshalb immer stärker zu »Betreuungsgemeinschaften« und stellen die ursprüngliche, von der freiwilligen Mitarbeit aller getragene Solidargemeinschaft nur noch in begrenztem Maße dar. Die Relevanz einzelner Gruppen – zeitweise alters- und geschlechts- und interessensspezifisch aufgefächert – nahm und nimmt stetig zu. Das gilt besonders auch für Hauskreise. So segensreich die Palette unterschiedlicher Gemeindegruppen für die individuellen Bedürfnisse der einzelnen Mitglieder auch sein mag, die Einheit der Gesamtgemeinde und ihr Profil wird darüber leicht vernachlässigt. Der Professionalisierung in den Dienstbereichen der Gemeinde und der Ausdifferenzierung in Interessensgruppen entspricht ein zunehmender Bedeutungsverlust der Gemeindestunde als Beratungs- und Entscheidungsraum der Gesamtgemeinde.

Gemeindestunden werden folglich immer weniger besucht. Dienten sie früher als Forum der gemeinsamen Konsensbildung in Fragen der Lehre

und der sozialen Kybernetik, so laufen sie heute Gefahr, zu Vereinsstimmungen (»Geschäftsstunden«) zu verkommen, in denen vorwiegend nur noch über Raumnutzungspläne und die Mechanismen der Haushaltführung diskutiert wird. Angesichts einer zudem immer komplexeren Alltagswelt sind Gemeindeglieder durchaus froh, wenn sie die ihnen eigentlich zustehende ekklesiologische Verantwortung an Hauptamtliche oder an die Gemeindeleitung abgeben können.

2. Zukunftsperspektiven

Die territorial orientierten Volkskirchen sind nicht zuletzt durch einen eklatanten Mitgliederschwund der vergangenen Jahrzehnte in eine tiefe Krise geraten. Es bleibt zu fragen, welche Zukunft unsere freikirchlichen Gemeinden aus der täuferischen Tradition haben. In einer Zeit, in der »Mitbestimmung«, »Corporate identity«, »herrschaftsfreier Dialog aller Beteiligten« aber auch »Erlebnismgemeinschaft« zu wichtigen Stichworten des gesellschaftlichen Lebens geworden sind, bringen wir durch unser ekklesiologisches Erbe durchaus positive Grundvoraussetzungen für die Kirche des neuen Jahrhunderts mit.

In unseren Gemeinden, die im Gegensatz zu landeskirchlichen Pfarrien im Blick auf Mitgliederzahlen überschaubar sind, können neue Mitglieder in der Regel schnell integriert werden. Ihre Bedürfnisse werden in einem gemeinschaftsorientierten Gemeindeleben nach kurzer Zeit offenbar und können durch geeignete Sozialkontakte und Angebote befriedigt werden. Der persönliche Kontakt zu den Hauptamtlichen ist zu meist ohne bürokratische oder hierarchische Hemmnisse möglich. Entscheidungsprozesse können aufgrund unserer basisdemokratischen Verfassung schnell und nachhaltig beeinflusst und modifiziert werden.

In keiner anderen Kirche wird die Verantwortung und Bedeutung des Einzelnen so ernst genommen wie in den kongregationalistischen Freikirchen. Hier gilt die Glaubensentscheidung jedes und jeder Einzelnen, sein und ihr freier Entschluss zur Taufe, seine und ihre freiwillige Mitgliedschaft und schließlich seine und ihre freie Beteiligung am Gemeindeleben, die eine selbstständige finanzielle Mitverantwortung einschließt. Diese Relevanz des Einzelnen kommt dem mächtigen gesellschaftlichen Trend zur Individualisierung entgegen.

Eine »Kirche von unten«, die mündige Christen vereinigt, könnte gerade auf unsere postmodernen Zeitgenossen besonders attraktiv wirken. Eine unverwechselbare, radikal-reformatorsche Freikirche, das hieße für das 21. Jahrhundert: Keine Hierarchie, kein Klerus, kein Lehramt, kein Führerprinzip, kein Einspruchsrecht des Staates, auch keine angemäÙte geistliche Leiterschaft, sondern freie, gleichberechtigte, charismatische Dienstgemeinschaft – und ebenso eine Mitverantwortung aller. Um diesem Ziel näher zu kommen, müssen wir bereit sein, uns zu verändern.

1. These: Wir brauchen eine Wiederentdeckung der Bibel

Abgesehen von den bekannten Einflüssen der gesellschaftlichen Entwicklung auf die Gemeindewirklichkeit (z.B. Individualisierung und Säkularisierung), erweist sich unser Ideal einer gemeindlichen Konsensdemokratie im Blick auf den schleichenden Verlust an Bibelwissen unter uns als besonders problematisch. Haben wirklich noch alle »Schwestern und Brüder« die fundierte geistliche Sachkompetenz, in Lehr- und Lebensfragen der Gemeinde zu entscheiden? Wie kann das »Priestertum aller Gläubigen« gelebt werden, wenn im Gegensatz zu früheren Zeiten bei den einzelnen »Mitpriestern« nur noch rudimentäre Kenntnisse der biblischen Botschaft erkennbar sind?

Als Baptisten haben wir weder verbindlichen Dogmen noch Bekenntnisschriften, ist doch für uns die Bibel alleinige Richtschnur und Autorität für unser Leben. Die hohe Wertschätzung der »Gemeinschaft der Gleichen« in theologischen Entscheidungsprozessen setzt daher eine kontinuierliche und qualifizierte Beschäftigung mit der Bibel und dem in ihr enthaltenen Selbstverständnis der Glaubenden voraus. Bibelstunden können dann nicht einfach ersatzlos gestrichen werden, zumal Hauskreise in diesem Zusammenhang kein hinreichendes Substitut für ein gemeindliches Selbstverständnis sind. In der Verkündigung und der Lehre der Gemeinde darf die allgegenwärtige – und manchmal jedes weitere Nachdenken im Keim erstickende – Kontrollfrage »Was bedeutet dies für mein Leben?« das grundsätzliche Interesse an der Bibel »an sich« nicht verdecken. Nicht nur die assoziativen Textaktualisierungen und sinnfälligen Kommentierungen meiner Biographie, sondern die Bibel als Normgebendes, Sinn stiftendes und in Jahrhunderten bewährtes Gespräch Gottes mit den Menschen bedarf auch in Zukunft unserer gesteigerten Aufmerksamkeit, wenn wir unsere christliche Identität nicht preisgeben wollen. Es gäbe so viel zu entdecken!

Freikirchliche Gemeinden sind und bleiben zuerst und zuletzt *Hörer-gemeinden*. Wir benötigen eine neue Hinwendung zur Bibel und ein neues leidenschaftliches Forschen in ihrem Reichtum an Lebensweisheit, das die zeitgenössischen Erkenntnisse der Bibelwissenschaft nicht fundamentalistisch leugnet, sondern sich nutzbar macht. Ein im vergangenen Jahr in meiner Münchener Gemeinde erfolgreich durchgeführtes Bibelkundeseminar hat mir jedenfalls Mut gemacht, auf eine *Renaissance der Bibelstunde* und einer neuen hoffnungsvollen Begegnung mit den großartigen biblischen Texten und Stoffen zu hoffen.

2. These: Die Erarbeitung eines »Wertekonsenses« in der Gemeinde lohnt

Allgemein lässt sich ein Trend zur Individualisierung, zum Abdrängen ethischer Entscheidungen aus der Öffentlichkeit der Gemeinde in die Privatheit der individuellen Existenz feststellen, wie nicht zuletzt die

stets umstrittene Frage der »Gemeindezucht« zeigt. Die biblische Einheit von Glauben und Leben, Heilzusage und -anspruch, Dogmatik und Ethik gerät dabei nach und nach in Vergessenheit. Unsere freikirchliche Gemeindelehre, die nach dem neutestamentlichen Vorbild von einer *sichtbaren* Gemeinde der Gläubigen ausgeht, die erkennbar in der Nachfolge ihres Herrn stehen, verändert sich zu einer (mehr oder weniger) einheitlichen Glaubensgemeinschaft, deren Lebenspraxis jedoch *pluralistisch* und zunehmend von ethischer Indifferenz gekennzeichnet ist. Zukünftig müssen wir neu entscheiden, ob wir weiterhin an einer evangeliumsgemäßen Lebenspraxis erkennbar sein wollen – freilich ohne der Illusion zu huldigen, die Gemeinde lasse sich je in eine »*societas perfecta*« (vollkommene Gemeinde) verwandeln. Im Rahmen der Möglichkeiten unseres gemeinsamen Lebens bedarf es in unseren Gemeinden zeitlicher Räume, in denen wir uns über die Fragen unserer Lebensgestaltung austauschen. Im Gespräch mit der Bibel sollte in strittigen Fragen ein ethischer Wertekonsens in der und durch die Gemeinde erarbeitet werden. Auch aus diesem Grund plädiere ich für eine *Renaissance der Gemeindestunde*.

Gesellschaftlich betrachtet leiden wir heute nicht mehr an einem Übermaß an moralischen Vorgaben, vielmehr werden der Mangel an gemeinsamer Orientierung und der damit verbundene Verlust an sozialer Kompetenz immer eklatanter. Es fehlen Gemeinschaften, Autoritäten und Vorbilder, die dem einzelnen Leben Halt geben. Die Gemeinde könnte in diesem Zusammenhang eine »Sollgestalt gelingender Kommunikation« sein. Sie böte dann dem Einzelnen eine verbindliche Lebensgemeinschaft an, die sich im Grundkonsens und in Übereinstimmung in den essentiellen Fragen der Lebenspraxis entfaltet und darstellt. Ein solcher ethischer Konsens, der keine Sozialkontrolle, sondern vielmehr eine Art »seelsorgerlicher Sozialhilfe« intendiert, muss deshalb die persönliche Gewissensentscheidung keineswegs überflüssig machen – wie auch der gemeinsame Glaube den unverletzlichen Glauben des Individuums nicht obsolet macht.

Gemeinde verstehe ich in diesem Rahmen auch als eine Gemeinschaft, in der offen über eigenes und gemeinsames Versagen gesprochen werden kann. Im gemeindlichen »Raum des Vertrauens« (W. Popkes) kann Schuld bekannt und vergeben werden. Gerade in diesem Sinne bewährt sich die Gemeinde als *heilsame* Gemeinschaft, in der ethische Probleme nicht dem Einzelnen allein aufgebürdet und überlassen werden. Gemeinde darf nicht das bloße Abbild des gesellschaftlichen Wertpluralismus werden, der einer kalten und letztlich Menschen feindlichen Indifferenz huldigt, sondern bewährt sich als *orientierungsgebende Gemeinschaft* im gemeinsamen Glauben an Gott. In einer überschaubaren Gemeinschaft ein *lebensdienliches christliches Ethos* als Angebot an eine orientierungslos gewordenen Zeit zu entwickeln und darzustellen – das hat Zukunft!

3. These: Die Wiederentdeckung der »Praxis pietatis«

Wichtiges Element unserer Tradition war stets die Erfahrungsdimension des Glaubens. Das Fragen nach den Führungen Gottes im eigenen Leben, das Hinhören auf den Anruf Gottes im Alltag und die Überprüfung der persönlichen Einstellung zum Heilshandeln Gottes gehörten zur gelebten Frömmigkeit unserer Mütter und Väter. Bei aller berechtigten Kritik an der in die Enge führenden Frage nach Heilsgewissheit und der Latenz zur Gesetzmäßigkeit ist die insgesamt positive Auswirkung dieser Frömmigkeitspraxis auf das Gemeindeleben unbestreitbar.

Wer zuerst und beständig danach fragt, wie Gott durch das eigene Leben verherrlicht werden kann, der ist auch bereit, Verantwortung in der Gemeinde zu übernehmen. Wo Gott oberste Priorität im Wertekanon der einzelnen Biographie hat, da fällt das Einbringen der Begabungen in die Gemeinschaft der Gläubigen nicht schwer. Wenn dagegen andere Werte (wie Erfolg, Ansehen, Macht – und vor allem Freizeit) unsere Entscheidungen prägen, hat dies auch unmittelbare Auswirkungen auf das Gemeindeleben, in dem die mangelnde Verbindlichkeit der einzelnen Mitglieder ein immer größeres Problem darstellt.

In diesen Zusammenhang gehört auch die kontinuierliche religiöse Erziehung der Kinder und Heranwachsenden. Kinder sollten schon früh den positiven und von Gott wohlmeinend verordneten Wechsel von Alltag und Feiertag erleben. Der sonntägliche Gottesdienst gehört zum natürlichen Lebensrhythmus einer christlichen Familie. Das Vertrautwerden mit der Bibel als dem gemeinsamen Lebensbuch und die Erfahrung christlicher Gemeinschaft sind für Kinder ein unverzichtbarer Lernprozess, der ein Einüben in den Glauben fördert.

Wenn regelmäßiges Gebet, persönliche Stille vor Gott, Orientierung am Wort Gottes und die kontinuierliche Teilnahme am Gemeindeleben nicht mehr selbstverständliche Grundlagen unserer Frömmigkeit sind, dann kann unser Gemeindeideal auch gefährlich werden. Wir folgen dann schließlich subjektiven Mehrheitstrends, aber vielleicht schon längst nicht mehr dem heilsamen Willen Gottes für unsere Zeit. Das Priestertum aller Gläubigen und damit die geistliche Gleichberechtigung aller Mitglieder ist nicht ohne spezifische Voraussetzungen zu haben. Es ist letztlich ein Ideal der sichtbaren Gemeinde derjenigen, »die mit Ernst Christen sein wollen«, wie Luther in der Vorrede zur deutschen Messe ausführte. Wenn die geistliche Qualität der »allgemeinen Priester« immer mehr abnimmt und nicht gepflegt wird, dann sollten wir lieber zu einem gut informierten, hochwertig ausgebildeten und persönlich stabilen Lehramt übergehen. Wenn wir das dann doch nicht wollen, dann muss es um der Zukunft unserer Gemeinden willen zu einer *Renaissance der Praxis pietatis* jedes einzelnen Gemeindemitglieds kommen.

4. These: Die Gemeinde als »Lagerfeuer« und »Zelt«

Gegenwärtig beobachten wir eine immer stärkere Aufspaltung der Bevölkerung in Schichten, Gruppen, Eliten und spezifische Beziehungsgeflechte. Die Ausdifferenzierung der postmodernen Gesellschaft nach Sozialisation, Bildungsstand und vor allem nach Interessen ist unübersehbar und doch kaum noch zu überblicken. Die Gemeinde erhebt dagegen den Anspruch, eine alle und alles umfassende Gemeinschaft zu sein (Gal 3,28). Die Trennung nach Herkunft, Stand und Geschlecht sei in Christus überwunden, wird behauptet. Diese alle gesellschaftlichen Grenzen transzendierende Gemeinschaft war in der antiken Umwelt einzigartig und einer der stärksten missionarischen Impulse des Urchristentums.

Wenn auch die hierarchischen und sozialen Schranken heute anders verlaufen als damals, kann das neutestamentliche Ideal der »Einheit in Christus« auch im Blick auf unsere Gegenwart immer noch besonders einladend sein. Die Gemeinde vereint – wie keine andere gesellschaftliche Institution – Alte und Junge, Gebildete und Ungebildete, Kranke und Gesunde, Ausländer und Inländer, Männer und Frauen, Eltern und Kinderlose, freiwillige und unfreiwillige Singles. In einer Zeit, in der unser soziales Umfeld geschlechtsspezifisch, altersspezifisch, schichtenspezifisch und mentalitätsspezifisch wahrgenommen wird, postulieren wir eine Gemeinschaft, die eine umfassende Heimat für alle und jeden bietet.

Wir erhalten aus dem Neuen Testament wahrhaft herausfordernde Maßstäbe für unsere Kontrastgemeinschaft: Man soll den anderen höher achten als sich selbst; die Schwachen haben das gleiche Recht und das gleiche Ansehen wie die Starken; wer herrschen will, der soll dienen; ein Kind in seiner grenzenlosen Abhängigkeit kann ein Vorbild der Erwachsenen sein.

Gemeinde ist eine Lebensgemeinschaft derer, die miteinander, wie es in der Festschrift der Gemeinde Steglitz wiederholt heißt, *unterwegs* sind. Eduard Schweizer hat die Kirche mit den schönen Bildern vom »Lagerfeuer und Zelt« beschrieben. In der Gemeinde versammeln sich diejenigen, »die sich um das Mahl scharen, sich dort stärken, sich gegenseitig annehmen, so wie sie von einem ganz anderen her angenommen sind.«⁶ Unsere Gemeinden in ihren Gottesdiensten und gemeinsamen Feiern können so vom Einzelnen als Lagerfeuer und Zelt erlebt werden, von dem wir aus uns neu in unsere schwieriger gewordene Welt senden lassen. Wenn wir diese verbindende Kraft neu entdecken, dann ist dies die *Renaissance der Gemeinschaft*.

⁶ E. Schweizer, Die Kirche, in: *ders.*, Beiträge zur Theologie des neuen Testaments. Neutestamentliche Aufsätze (1955-1970), Zürich 1970, 240.

5. These: Eine freie Kirche in einem freien Staat

Unser ›demokratisches‹ Gemeindeverständnis hat auch eine nach außen bedeutsame Dimension. Dem auf freiwilliger Mitgliedschaft und charismatischer Gleichberechtigung beruhende Gemeindeaufbau korrespondiert das freikirchliche Postulat der Trennung von Kirche und Staat. Diese Forderung kann eine spezifische Konzeption der Gemeinde Jesu Christi sein, die einerseits ihre Unabhängigkeit vom staatlichen Einfluss sichert und gleichzeitig Freiraum schafft, damit Christen auf die Gesellschaft einwirken können. Eine konstruktiv verstandene Trennung von Staat und Kirche garantiert allen Kirchen *Unabhängigkeit* und *Gleichberechtigung* und ermöglicht zugleich eine den Staat mitgestaltende und mittragende *Solidarität*. In unserer freiheitlichen Demokratie haben wir als Baptistengemeinden jedoch noch keinen Weg gefunden, auf unserer Gesellschaft in relevanter Weise einzuwirken. Das freikirchliche Modell einer konstruktiven Trennung von Kirche und Staat wartet noch darauf, von uns gelebt und verwirklicht zu werden.

Gerade angesichts der gegenwärtigen Krise der Volkskirchen sollten wir unser Kirchenmodell einer ›freien Kirche in einem freien Staat‹ grundlegend reflektieren und sowohl theologisch als auch soziologisch stärker profilieren. In der freien Gesellschaft gilt es gerade, unsere freikirchlich-ekkesiologische Alternative mit Nachdruck ins Gespräch zu bringen. Dazu können wir ganz neu und ganz viel von unserem freikirchlichen Erbe lernen und entdecken. Dies wäre die *Renaissance des Nonkonformismus*.

3. Ein Resümee

Folgte man den angedeuteten Maximen, dann käme unsere Zukunft tatsächlich als »geläuterte Vergangenheit« durch unsere offenen Türen hinein. Unsere Gemeinden müssen auch in Zukunft ein Ort existentiellen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens bleiben. Hinter diesem dynamischen, antihierarchischen Verständnis der Gemeinde als einer christozentrischen Konsengemeinschaft sind wir als Baptisten oft zurückgeblieben. Und dennoch gilt, dass die Kirchengeschichte immer wieder Aufbrüche verzeichnet, wo an das Gemeindekonzept der charismatischen Dienstgemeinschaft bzw. des biblisch versierten »Priestertums aller Gläubigen« angeknüpft wurde. Immer dann, wenn sich die Erkenntnis Bahn brach, dass die Gemeinde weder mit dem Glanz struktureller Hierarchie noch des Genies steht und fällt, sondern in der vielfachen Einheit und der versöhnten Gemeinschaft der Geist begabten Männer und Frauen besteht, war man sich der Zukunft gewiss. Dies gilt gewiss auch für unsere Zukunft.